

Marion Brasch

Der Gast

Es begann mit der Fliege, die vergeblich versuchte, durch das geschlossene Fenster nach draußen zu gelangen. Es gab noch zwei weitere Fenster, die weit geöffnet waren, doch das Insekt schien das nicht zu bemerken und surrte hartnäckig immer wieder an der Scheibe entlang. Ich schaute auf das Display meines Telefons. 23:54 Uhr, die ganze Nacht lag noch vor mir, und ich war allein in dieser riesigen Villa. Alle Hotels in der Gegend waren ausgebucht gewesen, und so hatte man mich eingeladen, nach meinem Vortrag im Gästezimmer zu übernachten, das sonst nur Künstlern zur Verfügung stand. „Sie haben das ganze Haus für sich allein“, hatte die Kuratorin gesagt, als sie mir die Schlüssel in die Hand drückte. „Niemand wird Sie stören.“ Doch ich war nicht nur allein, die Villa war auch komplett leer, nicht ein einziges Möbelstück befand sich in den Räumen. Was für ein Luxus, dachte ich, als ich durch das Gebäude lief. Ich stellte mir vor, wie sich wohl der Architekt gefühlt haben musste, nachdem das Haus fertig war und er das erste Mal sein Werk begutachtete. Das erste und vielleicht auch letzte Mal in Vollendung, denn das Haus würde nicht mehr dasselbe sein, wenn die Besitzer erstmal ihre Möbel hineingestellt haben würden. Ihre Möbel, nicht jene, die er für sie entworfen hatte und die der Architektur des Hauses auf so klare Weise gefolgt wären.

Ich trat hinaus auf die Terrasse, die hinunter in den großen parkähnlichen Garten führte. Ein gutmütiger Wind strich durch die hohen Zwillingsbäume, die im blassen Licht des Halbmonds wirkten wie sanfte schlafende Riesen. Weit hinten im Garten

leuchtete ein fahles, gelbliches Licht. Ein Wort in Neon: ICHS. Also doch nicht ganz allein, dachte ich belustigt, kehrte zurück ins Haus, legte mich ins Bett des einzigen möblierten Zimmers und schlief sofort ein.

Bis diese verdammte Fliege mich weckte, die jetzt so aggressiv gegen das geschlossene Fenster wütete, als ginge es um ihr Leben. Vermutlich tat es das auch, doch was kümmerte es mich. Dennoch beunruhigte mich die grimmige Vergeblichkeit, mit der das Tier die Scheibe bearbeitete. Ich war nicht besonders ängstlich, aber der Gedanke, ausgerechnet mit einem verhaltensgestörten Insekt die Nacht in diesem fremden Haus zu verbringen, hatte etwas Beklemmendes. Ich drehte mich auf die andere Seite und zog mir die Decke über den Kopf, doch das schnarrende Geräusch, das die Fliege an der Fensterscheibe produzierte, ließ mich nicht mehr einschlafen. Ich wollte gerade aufstehen, um das Elend des Insekts auf die eine oder andere Weise zu beenden, als ich ein merkwürdiges Knarren hörte, das aus der unteren Etage zu kommen schien. Ich lauschte in die Dunkelheit. Stille. Sogar die Fliege hatte ihre verzweifelte Arbeit eingestellt, oder vielleicht hatte sie auch endlich ihren Weg nach draußen gefunden. Wie auch immer, dafür war ich nun hellwach. Und ich hatte Durst. An meinem Bett gab es keine Lampe, also benutzte ich mein Mobiltelefon, um mir den Weg ins Bad zu leuchten, das zum Zimmer gehörte. Das Licht funktionierte nicht. Egal, dachte ich, trank Wasser aus dem Hahn, legte mich wieder ins Bett und war fast eingeschlafen, als es erneut knarrte, diesmal länger und auf seltsame Weise bedrohlich. Ein Schauer lief mir über den Rücken. Ich erinnerte mich an jene Nacht im Gartenhäuschen meiner Eltern, als ich dort als Teenager zum ersten Mal allein übernachtete und durch unheimliche Geräusche aus dem Schlaf gerissen wurde. Ich war vor Angst fast gestorben, hatte die Flucht ergriffen und mich im Geräteschuppen verschanzt. Später erklärte man mir, dass so ein Haus ja auch eine Seele habe, dass die vielen Materialien, aus denen

es bestand, arbeiteten, und dass man dies natürlich nur höre, wenn es still sei, also nachts. Doch das Holzhaus meiner Eltern war marode und wurmstichig gewesen, während diese Villa aus solidem Mauerwerk, Stahl und Glas bestand und die Parkettböden versiegelt waren, also was zum Teufel sollte hier nachts schon arbeiten, vermutlich eine weitere Sinnestäuschung. – So dachte ich, schloss die Augen und versuchte, mir den Teenager vorzustellen, der verängstigt im Schuppen kauerte. Kein Auge hatte ich zugemacht in jener Nacht, was für ein Weichei ich doch gewesen war. Seitdem hatte ich viele Nächte allein in verlassenen Häusern verbracht, es machte mir nichts aus.

„Es macht mir nichts aus“, sagte ich leise zu mir, als es ein weiteres Mal knarrte. „Was sollte es mir schon ausmachen“, wiederholte ich etwas lauter, so als könnte ich damit den Urheber des Geräusches irgendwie beeindrucken. Doch das Gegenteil war der Fall: Jetzt schien das Knarren genau unter mir zu sein. Ich hielt den Atem an und dachte im gleichen Moment, wie schwachsinnig es doch war, dass man in Angstmomenten den Atem anhielt, also atmete ich weiter. Ruhe bewahren, dachte ich. Ruhe bewahren und nachdenken. Weiterschlafen konnte ich so beim besten Willen nicht, also blieb mir nichts anderes übrig, als der Sache auf den Grund zu gehen. Ich stand auf, schlich auf Zehenspitzen zur Tür und öffnete sie leise. Im selben Augenblick wurde es wieder still im Haus. Merkwürdig still. Ich tastete nach dem Lichtschalter im Flur und betätigte ihn, ein Knall, etwas fiel zu Boden, jemand stöhnte laut auf. Mein Puls raste.

„Hallo?“

Keine Antwort.

„Hallo, wer ist da?“

Schweigen.

Ich leuchtete mit meinem Telefon den Flur hinunter, der nächste Raum lag ein paar Meter entfernt. Diesmal gab ich mir keine Mühe, leise zu sein, als ich über das Parkett ging. Wer auch immer hier sein Unwesen trieb, sollte ruhig wissen, dass ich da war. – Ein Gedanke, der mir das Gefühl von Überlegenheit gab. Und so erreichte ich das nächste Zimmer, öffnete die Tür und leuchtete hinein. Niemand. Stattdessen wurde die Stille plötzlich durch ein weiteres Geräusch durchschnitten. Das Pendel einer Standuhr. Langsam und bedrohlich hallte es durch das Haus. Mein Überlegenheitsgefühl war wie weggeblasen, was zur Hölle ging hier vor sich? Panisch betätigte ich einen weiteren Lichtschalter, ohne Erfolg. Ich lief zurück in mein Zimmer und schloss die Tür, doch seltsamerweise schlug das Pendel genauso laut wie zuvor. Eine Erkenntnis, die mich im selben Augenblick erstaunte, verwirrte und erschütterte. Ich leuchtete im Zimmer umher, doch da war nichts. Wieder betrat ich den Flur und schloss die Tür diesmal von außen, die Lautstärke änderte sich nicht. Vielleicht wollte sich jemand einen Scherz mit mir erlauben und hatte irgendwo Lautsprecher versteckt. Ich versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Vielleicht sollte ich einfach von hier verschwinden, aber es war mitten in der Nacht, wo sollte ich hin? Der Bahnhof war nur drei Kilometer entfernt, doch der nächste Zug fuhr erst in sechs Stunden. „Idiotisch“, murmelte ich. Das Pendel verstummte. „Total idiotisch“, verlieh ich meinem Gedanken ein wenig lauter Nachdruck. Stille. War es allerdings eben noch jene Stille angespannter Reglosigkeit, war es jetzt eine Stille, wie sie nur in undurchdringlichem Nebel zu spüren war und die alles zu absorbieren schien. Mit dem festen Willen, mich von diesem Haus nicht länger tyrannisieren zu lassen, kehrte ich zurück in mein Zimmer, zog mich an und beschloss, das Zepter jetzt selbst in die Hand zu nehmen. Ich war der festen Überzeugung, dass Angst und Schwäche den unsichtbaren Feind im Haus nur noch würden erstarken lassen. Ich verließ das Zimmer, lief Richtung Treppe, als ich plötzlich straukelte und fiel. Das Geräusch, das ich dabei machte, war dumpf,

der Aufprall weich. Ich war nicht auf den blanken Holzboden gefallen, sondern auf einen Teppich. Halb zusammengerollt, halb ausgebreitet lag er da wie ein lebloses Tier. Wo kam der plötzlich her, oder war er mir vorher nicht aufgefallen? Und hatte die Kuratorin nicht erzählt, dass der Architekt dieser Villa solcherlei Hausrat zutiefst verachtete? Meine Hüfte schmerzte und ich unterdrückte ein Stöhnen, als ich mich wieder auf die Beine kämpfte. Bloß keine Schwäche zeigen. Ich rollte den Teppich aus, damit ich nicht ein weiteres Mal darüber fiel. Es handelte sich um einen schweren und offenbar kostbaren Perserläufer – eine Erkenntnis, die meinen Hüftschmerz allerdings auch nicht lindern konnte. Ich humpelte zur Treppe und hielt mich am Geländer fest, während ich hinunterstieg. Als ich auf der Hälfte war, wurde das Licht meines Telefons schwächer. Ich beschloss, mich davon nicht beirren zu lassen, zumal die Dunkelheit nicht mehr ganz so undurchdringlich schien, aber vielleicht hatte ich mich inzwischen auch einfach nur daran gewöhnt. In der Hoffnung, hier unten würde das Licht funktionieren, betätigte ich den Lichtschalter. Ein Knall, offenbar die Sicherung. Entweder hatte die Elektrik dieser fast neunzigjährigen Villa endgültig den Geist aufgegeben, oder der Geist war im Begriff, das Haus aufzugeben. Was für ein dämliches Wortspiel, dachte ich. Und welch absurder Gedanke. Auch wenn es in diesem Haus nicht mit rechten Dingen zuzugehen schien – ich glaubte nicht an Geister und diesen ganzen übersinnlichen Quatsch. Ich war der festen Überzeugung, dass es auch für die seltsamsten Geschehnisse eine vernünftige Erklärung gab. Kausalität nannte man das.

Die Halle lag im blassen Schein der Neon-ICHS. Ich schaltete die ohnehin schon fast erloschene Taschenlampe meines Telefons erleichtert aus und schaute mich um. Von außen war mir dieses Gebäude gar nicht so groß erschienen, doch hier drinnen in dieser Halle wirkte es riesig. So als würden die Räume buchstäblich ineinanderfließen.